Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 36 (1980)
Heft: 1

Rubrik: Wort und Antwort

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wort und Antwort

„Mundart und Hochsprache in unseren Schulen" — Und die heißen Eisen?
(Vgl. Heft 5/6, 1979, S. 142 ff.)

Der Aufsatz von Professor Hellmut Thomke enthält zahlreiche erhellende Feststellungen und Gedanken. Er macht aber auch Ergänzungen und Widerspruch notwendig.
Die Behauptung, wonach erst die Mundart als Unterrichtssprache zu einer Individualisierung und Demokratisierung in unseren Schulen geführt habe, vermag nicht zu überzeugen. Angeregte Gespräche in Schulklassen hat es schon früher gegeben, ebenso Lehrer, die sich mit Hingabe auch um den einzelnen Schüler kümmerten. Die Behauptung wäre auch daran zu prüfen, ob überall dort, wo in der Schule ausschließlich die Hochsprache verwendet wird, das freie Gespräch zu kurz kommt, ein „undemokratischer" Umgangston und eine gekünstelte Atmosphäre herrsche.
Der vorbildliche Sprachgebrauch des Lehrers und dessen forderndes und verbesserndes Eingreifen zeitigen, wenn dies behutsam und beharrlich geschieht, mehr Früchte als alle Belehrung theoretisch-abstrakter Art und als alle Übungen aus Stil-Lehrbüchern.
Wenn Lehrer und Schüler die in den Lehrplänen geforderte hochsprachliche Ausdrucksweise zugunsten der Mundart aufgeben, so steckt dahinter vor allem Bequemlichkeit. Unter dieser Trägheit leidet unweigerlich auch der Inhalt des Gesagten, das Denken überhaupt. *Was sagen eigentlich die Erziehungsbehörden zu den von Professor Thomke geschilderten Mißständen?* Ist ihnen das Eisen zu heiß?
Ungestellt und unbeantwortet blieb auch die Frage, weshalb viele (durchaus nicht alle!) Deutschschweizer ein „gestörtes und verkrampftes Verhältnis" zu ihrer Hochsprache haben. Die Behauptung, es gebe „Deutschschweizer, die grundsätzlich nicht nach Deutschland reisen — nicht etwa, weil sie etwas gegen die Deutschen hätten, sondern weil sie lieber nicht Hochdeutsch sprechen möchten", läßt geradezu auf einen Krankheitszustand schließen und ruft der Frage: Wer hat diesen Leuten (wenn es sie wirklich gibt) die Hochsprache so sehr „vermiest"?
Nun, die Abneigung gegen die Hochsprache wird in der deutschen Schweiz schon lange vorsätzlich und planmäßig gezüchtet und gefördert, freilich fast nie unter offener Flagge: *Radio und Fernsehen* haben in den letzten Jahren stark in diesem Sinne gewirkt, indem sie erstens den Anteil der Hochsprache in den Programmen stark verkleinerten und indem sie zweitens den Abstand zwischen Mundart und Hochsprache noch künstlich vergrößerten. Beides trägt auf die Dauer dazu bei, uns die Hochsprache unvertraut zu machen und uns den Mut zu ihrem mündlichen Gebrauch zu nehmen. Ganz offen hat Kurt Guggenheim 1955 in seinem Roman „Alles in allem" verkündet: „Wir müssen uns lösen von der sog. (deutschen) Kulturgemeinschaft." Das hieß: Wir dürfen nicht so sprechen wie die (politisch) Deutschen; wir müssen im Verkehr mit Deutschen tun, als ob wir einander nicht verstünden!
Schon lange vor Guggenheim galten Schweizer, die ein freies Verhältnis zur deutschen Sprachgemeinschaft hatten, als „deutschfreundlich"; diese Bezeichnung war als Vorwurf gemeint und zielte Richtung „vaterländische Unzuverlässigkeit". Franzosen- und Polenfreundlichkeit hatten dagegen nichts Anrüchiges an sich.

Der Deutschschweizer darf mit Gelassenheit seine Teilhabe an der deutschen Sprache bezeugen, einmal mit dem Blick auf die schweizerischen Beiträge zur deutschen Dichtung und Geisteskultur, sodann im Bewußtsein, daß bei uns die Hochsprache — mindestens schriftlich — nicht schlechter gehandhabt wird als in der BRD, in der DDR und in Österreich. Es ist nicht einzusehen, weshalb wir diesen Zustand ändern sollten.
Was sich gegenwärtig mit der Mundartwelle abspielt, ist — neben anderem — ein Versuch, die Deutschschweizer zu übertölpeln, kurz gesagt: sie der deutschen Hochsprache zu entfremden. Sollen wir dazu schweigen? Nein, laßt uns doch offen über die möglichen Folgen reden — nicht nur im „Sprachspiegel"! Laßt uns über Sprachgemeinschaft und Staatsleben reden, über Deutschtum und Schweizertum, über Gemeinsames und Trennendes. Oder sind uns diese Eisen zu heiß? *Paul Waldburger*

„Frau Wüß tauft ihr Bebü Sülvia . . ." (Vgl. Heft 5/6, 1979, S. 174)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Dieser unter der Rubrik „Aussprache" erschienene Beitrag war von uns nicht ohne Bedenken gebracht worden, weil die ausgesprochenen Gedanken unsachlich dargelegt sind und den Radio- und Fernsehsprechern in der Tat unrecht tun. Wenigstens der letzte Absatz hätte wegbleiben sollen, da sein Inhalt — was natürlich auch der Verfasser weiß — völlig danebengeht. Da er aber gleichzeitig auch zum Lachen reizt, durften wir annehmen, daß der Leser das Ganze doch mehr als humoristischen Beitrag verstehe.

In der letzten Doppelnummer des „Sprachspiegels" macht sich ein Herr Andres Guyan Gedanken über die Aussprache des Y im Deutschen. Bei der Lektüre seiner Betrachtungen habe ich mir meinerseits folgende Gedanken gemacht:
Im „Sprachspiegel" dürfte so etwas nicht abgedruckt werden, da nämlich sowohl Inhalt wie auch Grammatik und Stil so medioker sind, daß man unwillkürlich an Hildegard Schwaningers *„Notizen zu Namen"* im „Züri-Leu" denken muß.
Im Siebs oder im Aussprachewörterbuch der Duden-Reihe hätte Herr Guyan nachlesen können, welche Regeln für die Aussprache des Y gelten. Natürlich ist es sein gutes Recht, für die i-Aussprache in allen Fällen einzustehen; gewisse Tendenzen zeichnen sich ja seit einiger Zeit ab. Unfair finde ich hingegen, daß er den korrekt aussprechenden Radiosprecher lächerlich macht und das falsche ‚Asi*l*' des Bundesrates als leuchtendes Vorbild hinstellt. Ungekonnt sind seine Ausführungen von A bis Z.
Der erste Abschnitt schwingt sich pathetisch auf im Lob auf das gute Deutsch des Bundesrates und versandet dann in einer Parodie, die nicht nur läppisch, sondern auch unredlich ist. Eine ganze Anzahl der parodierten Wörter mit Y laufen nämlich nie Gefahr, mit *ü* ausgesprochen zu werden: alemannische Eigennamen wie Wyß, Wyttenbach, Wyrsch und Wey sowie die vielen Wörter, die in der Mundartschreibung ein Y als Lautzeichen für langes, geschlossenes *i* haben (Sunneschy, Zyt, Rotwy). Schon fast paranoid wirkt seine Y-Stürmerei beim englischen Wort Baby. Die Fügung ‚via Radio' und der Bezugsfehler im Satz ‚Sie reden von einer Idülle, wenn Sülvia *mit* Lüdia zur Wahrsagerin Sibülle *gehen*' weisen ihn als vollkommenen Sprachbanausen aus. *Rudolf M. Steiner*